

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

2)

Roman aus der Gifel von Clara Viebig.

Der Abend war sehr dunkel geworden, so dunkel, daß Hannes, der noch spät die Mühle verließ, beinahe ins Maar gepatscht wäre, hätte er nicht so genau gewußt, daß man da, wo die finsternen Berge der Thalschlucht auseinandertraten und sich jäh erweitern zum Kessel des Maars, nicht rechts umbiegen muß beim Steinkreuz, sondern links, wo das Fußfällchen den Pfad durch die moorige Wiese zum Dorfe weist. „Kotzdonner noch ehs!“ hätte er sich doch eine Laterne mitgenommen!

Die Hände in den Hosentaschen, schrill pfeifend, trabte er voran. Vom Maar her zog's, der Maarwind kam und stieß ihn in die rechte Seite. Da blieb er einen Augenblick stehen. Allerhand Getös war in der schwarzen Nacht, der auch der Schnee kein Licht gab. Aber sein scharfer Blick sah doch das Maar, den farblosen Spiegel, umkränzt von nackten Höhen, die jetzt, ins Ungeheuerliche vergrößert, an den Himmel stießen. Und dort, ganz im Winkel, dem steilen Gange angequetscht, in mächtigem Flor: Maarfelden.

Wandrer gingen nicht gern hier bei Nacht, der Boden schwant eigen unter der Last des Tritts. Hier war vor Zeiten einmal alles Maar gewesen. — Maar, wo jetzt die Hüften stehen und die Kirche mit dem tiefblauen Schieferdach — Maar, wo jetzt die schilfigen Wiesen sich breiten — Maar, die Wände des Kessels bis hoch hinauf bespülend, wo jetzt die winzigen Nackerlein sich herauswinden aus Ginstergestrüpp und Brombeergerank. Die Maarfrau sitzt, in die Tiefe gebannt, jetzt unten in ihrem Kämmerchen und spinnt, zieht den Faden, lang und fein, wie ihr dunkles Haar, und lauert, daß sie sich einen herunterziehe zum Zeitvertreib.

Mühlenhannes lachte hinüber — die Maarfrau, puh, was ging die ihn an?! Landscheids Seph', das hatte noch längeres und schöneres Haar, Strähnen wie schwarze Seide! —

Jedermann wußte es im Dorf: Landscheids Seph' war des Müllerhannes Schwag, seit der vom Militär heimgekommen. Jetzt schlief sie noch nicht; sie lauschte. Der Wind stieß den Läden vor ihrem Fenster auf und klapperte mit dem Riegel — horch, ob er wohl noch kam?! Sie konnte es nicht abwarten. Mit Mühe öffnete sie die kleine Scheibe im verquollenen Rahmen und zwängte den Oberkörper hinaus. Der Wind stemmte sich ihr entgegen und stieß sie vor die Brust. Aber sie wich nicht; sie war groß und stark, und lebenswarm lief ihr das Blut durch die Adern.

Der Wind wurde zum Sturm und scheuchte die finsternen Wolken überm Maar auseinander, wie eine Herde schwarzer Schafe — nun gab's ein wenig Licht, ein wenig zitternden, gejagten Mondschein. Der versing sich in der Seph' Haaren und goß blankes Silber auf den schwarzen Scheitel. Der heftige Wind hob die schweren Strähnen und wehte sie lang zum Fenster heraus. Die nackten Arme des Mädchens, blinkend im nächtlichen Dämmer, streckten sich aus, dem Müllerhannes entgegen.

II.

Das war eine wundervolle Mainacht! Eine Nacht, in der alle Winde schlafen, in der der Mond Silber streut, eine Nacht, in der das Springen der Knospen zu hören ist. Der Wildbach fließt ruhig, und, wo er bergab ins Gefälle kommt, scheint er die Steine zu küssen, über die er sich hinschmeichelt. Es duftet — nicht nur der Waldmeister, der im Buchenbusch unter den braunen Blättern vergangener Herbstes spricht, nicht die Anemonen, die Weilchen und Himmelschlüssel allein, die am grünen Wegrain blühen — alles duftet, die Luft, das Wasser, die Erde. Es duftet voll herber und doch süßer Frische, es duftet nach Jugend.

Die großen Kehlen, in denen sich die Straße von Manderseid hinter zum Thal der Kleinen Kyll schlängelt, fuhr ein Chaischen hinab. Ein Paar saß darin.

„Gott — hab!“ rief der Mann dem Pferdchen zu, aber nur aus Gewohnheit, denn acht hatte er nicht. Gut, daß das Roß die Straße kannte! Vorsichtig bog es an den gewohnten Stellen um; sanft rollten die Räder zu Thal.

Und immer höher hob sich der Mosenkopf, der Herrscher

aus dem Gewirr all der niedrigen Höhen — der Mann im Wagen stand plötzlich, riß den Gut ab und grüßte den heimatischen Berg mit langhallendem, jugendlichem Schrei. Ein trübfener Glanz lag dabei auf seinem Gesicht; die Zügel ließ er fahren und riß mit beiden Armen sein junges Weib zu sich in die Höhe.

„Kuckste, Tina, lab mi hän,* den Mosenkop!“ Er schmeckte noch einmal den Gut: „Voschur!“^{**)} Ich sein eweil widder hei! An kud hei, dat Tina is mein Frau — ich han se! Hallo — hoh hoh!“

Das Echo war erwacht und antwortete aus allen Schlünden und Schründen. Die stille Nacht war plötzlich laut, wie erschreckt von der starken Stimme. Im Gebüsch rauschten Vögel, ein aufgeschrecktes Reh setzte in Sprüngen über den Weg, und ein Fuchs stahl sich schlau bei Seite. Zurück gen Manderseid, und unten im Bach den Grund entlang, bis hinauf zum Mosenberggipfel und noch höher, bis an die Wolken, bis zum blanken, glänzenden Rund des Mondes gelte der Ruf:

„Dat Tina is mein Frau, hoh, hoh!“

Hannes schlang den linken Arm um den Nacken seiner Jungangetrauten; er mußte sich ein wenig stützen, aber es war nicht all der genossene Hochzeitswein, der ihn taumeln machte. Mit der Rechten wies er hinauf zum Berggipfel. Der Mond streichelte den Kopf des alten Niesen, jeder Grat, jedes Grätchen, jede Schrunde, jeder Riß war sichtbar im vollen Licht. Auch auf des Hannes Gesicht lag Mondglanz, aber da war noch keine Falte, kein Fältchen; alles glatt.

Ausgelassen rief er:

„Tina, kuckste, den Mosenkop, den es nach meinem Ehs.“^{***)} Lao steht hän schon an de tausend Jahr un kehrt sich'n Dreck, wat de Welt macht. Siehste, lao boven, lao bauen ich noch ehs en schön Haus. Groß muß dat sein un commod. Dann sehn ich de Rosel un den Rhein — un ich spauzen?) de Lent uf den Kop!“

Hatte er zuviel getrunken? Die junge Frau hielt ihn fast ängstlich am Arm fest. Drei Tage hatten sie Hochzeit gefeiert, dann waren sie heut morgen von Haus fort; sollte der Abschiedstrunk, den die Verwandten und Gefreunde ihnen kredenz, als sie schon auf dem Wagen saßen, noch so nachwirken?! Sie suchte seinen Blick, aber er erwiderte den nicht; er sah sie gar nicht. Glänzend waren seine Augen auf den Berg gerichtet. Und er rechte sich, atmete tief und brach dann in ein so anhaltendes Gelächter aus, daß das Pferd die Ohren spitzte, den verständigen Trott aufgab und in ganz unvernünftigen Sprüngen, den Wagen hinter sich drein schlenkernd, bergab jagte. Das ging wie der Blitz. Die Kehlen hinab, rechtsum, linksun, die Ebereschbäumchen an der Absturzseite flogen wie Schatten vorüber.

Tina schrie erschrocken auf und haschte nach den Zügeln, aber ihr Mann stand ihr nicht bei, er hatte sich hintenüber auf den Sitz geworfen und klatschte sich die Lenden. Angst?! Warum denn? Ei, das war gerad' schön! Er ergriff die Peitsche, berührte noch die Seiten des Pferdes und hieb dann, derbknallend, in die Luft:

„He, he, voran gemacht, he, he!“

„Zimmer rascher, rascher. Tina hätte weinen mögen vor Angst. Windschnell waren sie unten. Nun verfiel das Pferd von selber in ruhige Gangart, denn der Weg war steinig, stieg bald und fiel bald, immer auf und ab, jeder Windung der Kleinen-Kyll folgend. Auch Hannes wurde ruhiger im nächtigen Schatten des tiefen Thals, dessen Grund der Mond nicht erreichte.

Er zog Tina an sich und küßte sie zärtlich-verliebt, — wahrhaftig, es that ihm jetzt bitter leid, daß er sie geängstigt! Sie vergaß ganz, daß sie ihm eigentlich böse war wegen der tollen Fahrt — so leichtsinnig ohne Zügel und Bremse. Und sie flüsterten mit einander. Müde wurden sie darüber; und eine Sehnsucht stieg in ihnen auf nach ihrem Heim nach dem neuen Glück, das ihrer harrte.

* * *

*) Da.

**) Von: „bon jour“.

***) Nach meinem Geschmack.

†) Spuden.

Die Alten hatten Wohnung im Dorf genommen und die Mühle dem jungen Paar ganz allein überlassen. Beim Sohn auf dem Altenteil zu bleiben, das paßte dem Müller-Matthes nicht; von seinem Vater selbſt wußte er's noch, wie unzutraglich es iſt, wenn einer da iſt, der noch kommandieren möchte, wo doch jezt ein anderer zu kommandieren hat. Wenn Heu und Stroh beifammen kommen, dann entſteht leicht Brand; und „man ſoll ſich nicht anſtun, bevor man ſchlafen geht“, das war auch ein Sprichwort, das der Müller-Matthes bedachte. Dem Sohn hatte er die Mühle übergeben, aber ſein bares Geld aus dem Sack zu thun, nein, das ſiel ihm gar nicht ein! Er wollte auch noch leben und nicht nur um Gotteswillen.

Der Zufall wollte es, daß das Häuschen des Landſcheids zu Maarfelden leer wurde; der Alte hatte lange an der Gicht gelegen und verſtarb, als die Märzſtürme über's Maar jausten. Nun wollte die Seph' das Erbe, das einzige, was ſie hatte, gern zu Geld machen, um mit den Geſchwüſtern auswärts ſich aneinanderzujehen. So war ſie eines Tages ſelber auf die Mühle gekommen und hatte gefragt: Wenn es denn wahr ſei, was ſie reden gehört, daß der Sohn zum Mai heirate und der Müller eine andre „Gelegenheit“ juche, ob er dann nicht ihr Anweſen kaufen wolle. Groß ſei das freilich nicht, denn Reichthum ſei nicht bei ihnen zu Haus geweſen. Sie hatte das letztere mit einem bitteren Aufſachen, recht unnötigerweiſe, zugeſetzt — wie es bei Landſcheids ſtand, wußte doch jeder im Dorfe — und ihre ſchwarzen Augen waren dabei wild in der Stube umhergefahren mit einem ſuchenden Blick. Aber der Hannes ließ ſich nicht finden. Und als ſie nachher draußen vor der Thür ſtand und zögerte, ob ſie ihn vielleicht über den Hof ſchreiten oder beim Sädeladen hantieren jäh, war auch kein Hannes da. Mit gekentem Kopf war ſie von dannen gegangen, ihre große Geſtalt ſahien um einen Fuß kleiner. Da, wo der Mühlenweg zum Maar einwendet, beim Steinkreuz, war ſie ſtehen geblieben und hatte ſtarren Auges in die dunkle Blut getriert.

Der ſcharfe Wind des kommenden Frühlings zerrte ihr am Haar, daß einzelne Strähnen ſich löſten und ihr ums Geſicht ſchlügen. Und ſie dachte daran, wie ſie manche Nacht bei Sturm und Unwetter auf den Hannes gewartet und nicht gemerkt hatte, daß es kalt war und rauh. Und nun alles zergangen zu gar nichts, wie der Schaum da, den der Wind auf dem Maar zuſammenpeitſcht, und der dann am Ufer trüb' und ſchmutzig in den toten Binſen zerfließt. Sie weinte nicht, aber ihre Jänfte ballten ſich in den Falten des Rockes.

(Fortſetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Jah kannte ein kleines Mädchen — ich bitte: es war wirklich erſt fünf Jahre alt — das war höchſt mürrisch von Angeſicht und blickte mit trüben Augen in die Welt. Aber es war ein außerordentlich wohlgezogenes Mädchen, die Freude der Eltern und ein ſeltenes Vorbild für alle gegenwärtigen und zukünftigen Geſchlechter. Auch meinen Kindern habe ich des öfters von dieſem merkwürdig ſolgfamen Beſen erzählt. Leider ohne Erfolg. Eben jezt gewahre ich wieder zu meinem Leidweſen, daß die Tugend unübertragbar iſt wie ein königlich preußiſches Retourbillet. Die Meinigen haben nämlich etwas von Silveſter gehört und mit dem ihnen eignen ererbten Sinn für Aktualität das Jahr 1903 mit einem funkelnagelneuen Spiel begonnen. Die Spielregeln des geheimnißvollen Gebahrens ſind zwar für die fremden Beobachter, zu denen in erſter Linie der ewige Störenfried, der Vater, gehört, nicht ohne weiteres zu durchſehen, aber die äußeren Umſtände, unter denen ſich das Spiel vollzieht, laſſen ſich einigermaßen ſchildern. Zunächst tobt die ganze Horde johlend durch die Wohnung, und zwar ſo, daß ſie behutſam an jede Thür und an jeden Stuhl anrennen. Wenn ein Möbel umfällt, ſo gilt das als ein beſonderer Erfolg. Auf einmal ſinken ſie, zu einem wilſten Schlangennäuel verklumpt, übereinander: Rafendes Gelächter, Schreien, Heulen. Weil ſie nicht recht wieder auf die Füße kommen, kriechen ſie mit großer Geſchwindigkeit auf allen Vieren vorwärts. Dann gelingt es ihnen doch, ſich zu erheben. Aber die Beine ſcheinen in einer elaſtiſchen Sprungfeder-Spiralhäuſe gebettet zu ſein; ſobald ſie eines auf den Boden ſetzen, verſinkt es ſcheinbar im Leibe, verkürzt ſich und bringt das Geſchöpf mit den ungleich langen Beinen naturgemäß zu Falle. Unergerlich über die Unzuverlässigkeit der Gliedmaßen fürzen ſich die halben Engel nun aufeinander und veranſtalten eine Gigantenschlacht. Der Lärm wird zu ſolcher Vollkommenheit geſteigert, daß ich erſchreckt in meinem Mietſontrakt nachſehe, ob denn das geſtattet iſt. In dieſem Augenblick erhebt ſich der Älteste aus dem Gemüth, ganz Würde und Strenge, und ſchleift die andren an den Haaren

fort. Die wüſeln, weinen, betteln: Ach bitte, Herr Schuſmann, wir wollen ganz artig ſein. Doch der Herr Schuſmann iſt unerbittlich. Er ſperrt die Unholde in das kleinſte Zimmer ein, und krachend fällt die Thür ins Schloß, die er mit all ſeinen Kräften zuhält. Aber die vereinten Bemühungen der Kleinen überwinden den Widerſtand. Schon ſind ſie wieder ihrem Kerker entronnen, der Schuſmann mit wilden Geberden hinter ihnen her — und alles wälzt ſich juchend am Boden. In dieſem Augenblick ſchreite ich ein: „Aber Kinder, ſeid Ihr toll? Was macht Ihr denn da?“ — Wir ſpielen doch „Bejoffen“! erllärt der Älteste vorwurfsvoll abwehrend, wir machen Silveſter...

Indeſſen ich wollte doch von jenem artigen Mädchen erzählen, das ſo mürrisch, ſtill und wohlgezogen, die Freude aller Vermieter war. Das war ſein Naturzuſtand, der Vater aber brauchte bloß zu ſagen: „Dieschen ſei vergnügt!“ dann ſtiefte es die Zähne, grinste wahnsinnig und kreiſchte aus vollem Halse. Nach wenigen Augenblicken war das Phänomen vorüber, Dieschen war wieder ſtill, gemeſſen, trübſelig. Der Vater jedoch, ſtolz über den Triumph ſeiner unfehlbaren Erziehungskunſt, gab dem erſtaunten Publikum wohl noch eine Extravorſtellung: „Dieschen ſei noch mal vergnügt!“ Und das Schauſpiel wiederholte ſich in geſteigertem Maße. Dieschen lagte, daß ſie Bauchweh kriegte und nach überſtandener Luſtigleit behauptete ſie, ſie hätte auch Kopfschmerzen.

Es will mir ſcheinen, als ob dieſe Dieschen-Luſt die Form der Freude iſt, die uns einzig allein noch erſchwinglich iſt. Wir referieren uns ein paar Stunden im Jahre, in denen wir den Zwang und den Jorn des Dafeins abzuwerfen uns verpflichtet fühlen. Alle Zeitungen erheben das Feldgeſchrei: Dieschen ſei vergnügt und Dieschen lacht und hoſt folgſam, und ſcheut keine Niſſe im Juchzſtill und keine Denken im Gehirn, und reiht das Maul auf, indem es ſich, der größeren Sicherheit halber, vorher Mut getrimt. Ich möchte eine Umfrage ergehen laſſen: Seid Ihr in dieſer letzten tollenden Silveſternacht ſo recht froh geweſen, voll tiefer, freier, beſchwingerter Freude, war reiner Atem in Eurem Lachen und tanzende, ſchwebende Seligkeit in Eurem Scherz, war volles Vergessen in Eurer Jahreswend-Trunkenheit? Ich ſtärke, Ihr werdet lügen müſſen, wenn Ihr Eure Fröhlichkeit beteuern wollt. Unſer Lachen iſt nur noch eine unvollkommene Karloſe, in der die Empfindung für die Schmerzen nicht aufgehoben iſt.

Wie könnte es auch anders ſein! Wie vermögen wir zur vor-gedriebenen Minute zwiſchen zwei zehrenden, quälenden Sorgen der Götterfunken der Freude aus dem toten Geſtein zu ſchlagen! In dieſer zerliſſenen Zeit, da der qualvolle Gegenſatz zwiſchen der jehnsſtändigen Erkenntnis des Möglichen und dem gemeinen, ſinnloſen Eſend des Wirklichen klarer und brennender im Bewußtſein der Menſchen lebt als jemals zuvor, in dieſer Zeit der zum Fluch geſchändeten Arbeit, der tauſendfach gemarterten Freiheit und der in ewigen Lügen ſich duldenden Feigheit, die ſelbſt nicht einmal frei zu ſtöhen wagt, — wie ſollte da die Freude geſchehen!

Dereinst pflegte man die Jahreswende aus ſtrömendem Herzen mit weiter himmelan ſtrebender Schwärmerei ſinnend zu empfangen. Unſre Großmütter, vielleicht auch noch unſre Mütter haben über Jean Pauls empfindſamer „Silveſternacht eines Unglücklichen“ glühende Thränen geweint: Ein Greis bliet einſam in die weiße Nacht. Er denkt an ſeine in Laſtern verweſte und verlorene Jugend zurück. Jezt iſt ſein nutzloſes Leben vorüber. Nichts Gutes hat er jemals gethan, keines Menſchen dankbares Erinnern weißt bei ihm. Drüben aber öffnet ſich bereits das Grab, in dem er rettungslos verſinken wird. Zu ſpät die Reue, zu ſpät das nagende Beweiſen! Wertlos iſt jeder Entſchluß, ſich zum Besseren zu ändern. Der Tod holt mit der Senſe aus. Jurchtbare Phantaſien quälen ihn, ſeine Vergangenheit hegt ihn mit blutigen Geſpenſtern. Da ſchlägt die Mitternacht, und der Unglückliche erwacht aus ſeinem ſchweren Traum und er füßt beſetzt, daß er noch ein Jüngling ſei, noch ihm die Zeit vergönnt ſei, rechtſchaffen zu werden.

Unſre Gegenwart hat wie zu der Freude auch zu der ſtillen, weihenden Andacht keine Eignung. Sonſt würde ſie ſich wohl dem Silveſternachtsraum der unglücklichen — Menſcheit hingeben. Wenn ſie in heiligem Silveſter ſo recht empfände, daß ihr Leben greiſenhaft zerrümt, daß ſie ihre Zeit im Augloſen und Gemeinen ſchmählich verthan, und wenn ſie dann gemartert von der Qual des Unwiderbringlich ſiebernd erwachte — ob ſie dann nicht im Gefühl der Jugendkraft es wagen würde, frei und groß und glücklich zu ſein!

Nein, ſolche tapfere und ſtarke Selbſtbeſtimmung iſt nicht zeit-gemäß, und würde auch von der Polizei nicht geduldet werden, die allenfalls noch Geduld übt, wenn die „Alkohol-Intoxikationen“ von Sault Silveſter ſich auf der Straße erdreiſen.

Ich bin in der Neujahresnacht durch Berlin geſchlendert und habe die Freude geſucht. Ein wenig fand ich wohl in der alten Stadt, da, wo die Straßen ſtill und eng ſind und die Menſchen nachbarlich vor der Thür ſtanden und „Proſit Neujahr!“ riefen. Die Kinder waren dabei und ſchrien mit, und eine kleine Schor muſizierte, der Trommler voran, auf dem Straßendamm, dem neuen Jahre entgegen. Das mutete traulich und vergnüglich an.

Dann aber dorthin, wo der Silveſterſpuk am wildeſten brandet, in die Friedrichſtraße zwiſchen Leipziger und Linden. Und alle Menſchen werden Brüder! Die vornehme Welt ſtutet auf den Trottoirs, die Herren in Lackſtiefeln und die Damen in unfählich teuren Pelzen. Man will die Cenſation des wiſſen Treibens

genießen. Es ist ja ungefährlich. Schutzleute zu Hunderten halten Wache, jederzeit bereit, einen allzu ledigen Lustigmacher festzunehmen. In statuärischer Größe und klassischer Ruhe thronen auf hohen Säulen die „Reitenden“. Die animierten Passanten interviewen die Pferde, welche die Aufbringlichen aber mit stummer Verachtung strafen. Die Cafés, Bräus, Bars sind geschlossen wie in einer belagerten Stadt. Man fürchtet die Granaten dieser Bergmüdigkeit. Die Dirne knufft die Dame der Gesellschaft; sie läßt es sich mit einer Art spottender Herablassung gefallen und freut sich ihres Rutes. Im Schatten der Häuser aber, in den Thortwegen, an den Schaufenstern stehen, zahllos, bleiche unheimliche Gestalten, ganz jung, fast wie Straßenkinder. Um den Hals tragen die Durchein bunte Tücher, auf dem Kopf die Kapitänsmützen der Automobilisten. Zerwühlt wie von der Verkommenheit der Jahrtausende sind ihre Mienen. Kein Lachen, ja kaum ein Leben schimmert auf diesen jungen Gesichtern. Sie starren ins Gewühl als warteten sie auf irgend etwas Entsetzliches. Dort drüben wird jemand verhaftet. Er wehrt sich, stucht, kreischt, wird aber überwältigt und forttransportiert. Da werden die bleichen Durchein, die Geschöpfe hungernder Nacht, lebendig. Im Nu bilden sie das Gefolge des Verhafteten und zwischen den trunkenen Neujahrsgrüßen tönen grelle Pfiffe.

Belustigt bleiben die Gutgekleideten stehen. Hei, man erlebt etwas in der Silbesternnacht! Und sie grinsen über das Spelunkengejohl der furchtbaren Ankläger, die plötzlich aus der Finsternis der tiefsten Lastenot in den Glanz des üppigen Daseins emporgetaucht sind. . . . Alle Menschen werden Brüder! —
Joc.

Kleines feuilleton.

dr. Der Unterschied. Die Weckeruhr zeigte die siebente Abendstunde. Ihr leises Ticken war der einzige Laut, der hörbar wurde in dem kleinen Zimmer.

Ein seltsames Zimmer. Eingerichtet mit jener schabigen Eleganz, die etwas vorfielen möchte und es nicht mehr kann, weil ihr die Mittel dazu fehlen. Dunkle Portieren deckten die Fenster, sehr schwer und gefällig gerafft, aber in den Falten voller Mottenlöcher. Die grüne Plüschgarnitur war zerklüftet. Das Bett in der Ecke paßte wenig zu dem Salonschrank, auf dessen, freilich auch schon ausgeschwibelter Platte, Brotkorb und Schmalzbüchse standen.

Alles in allem eine sehr heruntergekommene Pracht. So heruntergekommen sehen auch die Beiden am Tisch aus: eine ältere Frau und ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Die Mutter häkelte Puppenkleider, vor der Tochter stand ein Karton mit Badepuppen, über deren nackte Körper sie die roten Häutchen zog. Sie sah verdrossen drein und in der Art, wie sie die Puppen warf, lag ein verbissener Groll.

„Hanna, willst Du nicht den Tisch decken?“ sagte die Mutter. „Ernst muß gleich hier sein.“

„Woß noch das Duzend Puppen, Mama.“
„Dann wird's wieder Sieben und wenn der Junge aus dem Geschäft kommt, ist nichts gemacht.“

„Na, dann wartet er eben 'n bißchen.“
„Und macht wieder Strach.“ Die Mutter seufzte.
„Du kannst doch die Puppen nachher machen.“

„Tatsächlich, kann ich auch. Dann hab' ich bis sieben Uhr also nicht mal drei Duzend Puppen fertig, — nicht mal sieben Groschen verdient, es ist schon reizend.“

„Ja, das ist es schon, wenn Du's so machst, ich kann nichts dafür, daß es so ist.“

„Das hab' ich auch noch gar nicht gesagt.“
„Nun, werde nur nicht noch paßig, Hanna! Denk lieber an den Tisch.“

„Ach was ist denn noch an den Tisch zu denken, soll ich um unsere Schmalzstullen etwa erst großartig 'ne Tafel decken?“
„Du mußt auch noch 'n paar Teller abwischen.“

„Na ja, auch noch!“ Das Mädchen sprang auf: „Erst zerstückelt man sich die Finger und dann soll man sich die Hände noch mit Abwaschwasser verhungeln. Sieh mal bloß meine Hände an.“

„Was kann ich denn für Deine Hände?“ Die Mutter wurde gleichfalls ärgerlich: „Beflag' Dich doch bei Deinem Vater, er hätt' uns doch 'n Vermögen hinterlassen sollen. Ich kann nichts dafür, daß er nichts geparkt hat. Ich hab' auch nicht gedacht, daß ich mal als Witwe für's Brot nähen muß, wie 'ne Arbeiterfrau.“

„Was ist denn schon wieder los?“ fragte eine Stimme von der Thür her. Ein junger Mann trat über die Schwelle. „Ach, je, Ernst!“ rief Hanna, „ich hole gleich die Teller herein.“ Sie ging nach der Küche.

Ernst warf den Hut auf das Bett und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Er musterte den Tisch und machte ein ärgerliches Gesicht: „Na, steht schon wieder mal kein Abendbrot da? Kinder, dafür könnt Ihr doch aber sorgen, daß man Abendbrot findet, wenn man hungrig und müde nach Hause kommt.“

„Nun schrei doch nur nicht, Hanna mach's ja schon. Du denkst wohl, wir haben nichts anderes zu thun? Wir sitzen hier schön und sticheln ums Brot.“

„Was stichelt Ihr denn Eure alten Fingel? Macht lieber 'ne ordentliche Arbeit, wo man Geld verdient. Das ist ja Euch aber nicht fein genug!“

„Ach so, das heißt wieder, ich soll schneiden? Die Mutter redete sich in die Höhe. Das mißet mir mein Sohn zu, daß ich schneiden soll.“

„Na, Mutter, Du verstehst es doch und wenn Du für 'n Geschäft Klagen nährst.“

„Ich soll schneiden!“ rief die Mutter. „Es ist unerhört! Ich soll schneiden! Ich bin doch kein gewöhnliches Weib, ich bin doch 'ne Beamtenfrau.“

„Aber Mutter, es bringt wenigstens Geld und wenn dann Hanna in Stellung ginge.“

„Ach, wohl als Ladenmädchen?“ Hanna kam eben zur Thür herein. „Das wär ja Dein Spaß, damit meine Bekannten mich auslachen.“

„Laß sie lachen, wenn Du Geld verdienst.“

„Ich werde als Ladenmädchen gehen.“ Hanna setzte die Teller auf den Tisch, daß sie klirrten. „Du hast wohl gar kein Anstandsgefühl mehr; man muß doch seine Würde wahren.“

„Die wahrst Du Dir wohl bei Deinen Puppen und bei der Bettelerei bei unsern Verwandten.“

„Aber Ernst, das ist ja einfach ein Standall! Jetzt wirfst Du uns auch noch vor, daß wir Geld borgen müssen. Ich kann doch nichts dafür, daß Dein Vater nicht geparkt hat, er hätte 'n Vermögen sparen sollen.“

„Das hätt' er nur sollen, bei unsern zwei Dienstmädchen und der großen Wohnung für dreihundert Thaler.“ In Ernstes Stimme zitterte es wie Spott.

Die Mutter und die Schwester schrien gleichzeitig auf: „Das ist ja empörend, jetzt wirfst Du mir auch noch die Dienstmädchen vor.“ Die Mutter schluchzte. „Das war doch nicht etwa zu viel, daß ich zwei Dienstmädchen hatte!“

„Wenn wir sie nur jetzt noch hätten,“ sagte Hanna, „dann bräuhete ich nicht so viel ordinäre Arbeit zu machen.“

„Nun, was machst Du sie denn? Geh doch und such' Dir 'ne Stellung, und wenn dann Mutter noch neubebei schneiden, hat die Hungerei und 's Schuldenmachen mit einennmal ein Ende.“

Ernst versuchte einen übertreibenden Ton. Allein Hanna warf ihm einen vernichtenden Blick zu. „Na ja, natürlich, ich weiß nicht wie Du bist! Nein, mein Lieber, ich bleib' bei meinen Puppen. Dadurch unterscheidet sich ja der seine Mensch vom gewöhnlichen. Der Gewöhnliche macht alles, bloß um Geld zu kriegen, der seine hungert und wahrt seine Würde.“ —

— Die Schildpattgewinnung auf Madagaskar ist, wie sie die Eingeborenen betreiben, für den Fang auf Beobachtung der Gewohnheiten und der Pünktlichkeit im Erscheinen der dortigen Karettschildkröten begründet. Sie werden nämlich beim Eierlegen, wozu sie gern decompierte Ufer, Büchten und versteckte Stellen nicht aber offene, sandige Küsten aussuchen, überläßt. Die Schildkröte kommt das erste Mal an den Strand, um die Gelegenheit anzukundschaften. Sie ist dabei schwer zu fangen, aber der Fischer, der ihre Spur im Uferlande gefunden hat, weiß, daß sie nach 12 bis 15 Tagen wiederkommen wird, um an dem Orte, den sie damals erlundet hat, ihre Eier abzulegen. Dabei ist sie leicht zu überwältigen, aber wenn sie auch diesmal noch entschlüpfen sollte, so weiß der Fischer, daß sie nach 17 Tagen noch einmal wiederkommt, und zwar immer mit der steigenden Flut eintrifft, um ein zweites Gelege ihrer Eier 40 bis 50 Meter vom Meere in 60 bis 70 Centimeter Tiefe einzusparen. Sie sammelt in den beiden Gelegen 150 bis 200 Eier an; die kleinen Schildkröten kommen nach 20 Tagen aus den Eiern hervor und richten ihre Schritte sogleich nach dem Meere. Bei diesen Landbesuchen werden also die Karettschildkröten ergriffen, auf den Rücken geworfen und sogleich ausgeweidet. Die wertlose Brustplatte und meist auch das für ungesund geltende Fleisch werden weggeworfen und der gewölbte Rückenpanzer dann einem schwachen Feuer ausgesetzt, wobei sich die Platten von einander lösen. Diese 20—25 Centimeter langen und 12—15 Centimeter breiten Platten werden dann mit dem Fett der Schildkröte eingerieben, damit sie nicht zu sehr eintrocknen und bis zum Verlaufs in Sand eingegraben. Eine Karettschildkröte von mittlerer Größe, die 30—50 Centimeter Länge besitzt, kann 1—1,5 Kilogramm Schildpatt liefern, dessen Preis bei bester Beschaffenheit 30—40, ja selbst 50 Frank pro Kilo erreicht, während geringere Sorten nur 10—20 Frank einbringen. Es sind besonders Eingeborene von Böhmar und Antstrane, welche diesen Fang betreiben. — (Prometheus.)

Geschichtliches.

ac. Ein gerichtlicher Zweikampf. Der Duellunfug geht zwar in Deutschland immer noch lustig weiter als ein Beweis, wie tief gewisse Gesellschaftsschichten noch jetzt im Mittelalter stehen. Ein Fortschritt gegen vergangene Zeiten ist aber doch zu konstatieren, insofern der Zweikampf heute wenigstens formell durch das Gesetz verboten ist, während er ehemals sich geradezu geselllicher Anerkennung erfreute, für ein untrügliches Mittel galt, im regelmäßigen Rechtsverfahren die Wahrheit ausfindig zu machen, wenn die normalen Wege versagten. Aus der heidnischen Urzeit Deutschlands übernommen, zählt der gerichtliche Zweikampf während des ganzen christlichen Mittelalters zu den sogenannten Gottesurteilen. Von den Formen, unter denen er vor sich ging, giebt der Zweikampf zwischen Reineke Fuchs und Hegerinn in dem Sählungesang des deutschen Tier-Epos einen guten Begriff: freilich mehr von der

tomischen Seite her. Eine wie grauenhafte Barbarei dies „Gottesurteil“ in der menschlichen Weltlichkeit darstellte, ersieht man besser aus dem einen oder andern Einzelfall. Von schrecklicher Anschaulichkeit ist ein solcher, der in die Kölner Geschichte des 13. Jahrhunderts, die Zeit des beginnenden Kampfes zwischen Päpsten und Patriziern, gehört. Stand da einer aus dem ersten Geschlechte derer von der Mühlengasse, Gumbrecht von Weifen, im dringenden Verdachte, ein Mitsglied der Metzgerzunft erschlagen zu haben. Da der Leugnende nicht anders überführt werden konnte, hieß ihn ein Anverwandter des Getöteten, selber ein Schlächter, Namens Hermann, öffentlich einen Mörder und erbot sich, die Beschuldigung durch gerichtlichen Zweikampf zu erweisen. Ein Termin ward angesetzt, und am bestimmten Tage traten die beiden Kämpfer einander am Domhof in Anwesenheit einer ungeheuren Volksmenge, des Bischofs und seiner geistlichen und weltlichen Umgebung, des Rats- und Schöffensollgeniums und der obersten Gerichtspersonen gegenüber, jeder mit einem lederüberzogenen Schild aus Weidenholz und einem zugespitzten Kampfstock aus Mistelholz bewaffnet. Beide beschworen dann aufs Evangelium die Gerechtigkeit ihrer Sache, wurden am ganzen Leibe gehörig eingesettet, mit Zuderbrot gekräftigt und nunmehr vom Stadtvogt aufeinander losgelassen. Der baumlange Schlächter versetzte dem Patrizier alsbald einen Faustschlag, daß er zu Boden fiel. Gumbrecht erhob sich aber wieder, und sie drohten mit dem Kampfstock auf einander los. Das führte zu keiner Entscheidung, und sie warfen beide das künstliche Missetzeug weg, um sich mit den von der Natur gegebenen Waffen zu messen. Dabei kam Hermann der Fleischer gleich in den Vorteil, stürzte seinen Gegner wiederholt zu Boden, warf sich über ihn, blendete ihm die Augen mit Sand und riß ihm die Ohren ab. geraume Zeit verging dann damit, daß Hermann dem unglückseligen Gumbrecht das Gesicht zerfleischte, ihn kratzte und biß, um ihn zum Geständnis der Mordthat zu nötigen. Der Patrizier aber heulte zwar in gräßlichen Qualen, blieb aber hartnäckig und versuchte auch noch, hochzukommen, als ihn Hermann mit Bauch und Gesicht der Erde zugelehrt hatte. Einen Augenblick schien Gumbrecht das Glück zu begünstigen, indem es ihm gelang, einen Finger des Schlächters mit den Zähnen zu fassen. Der aber drückte ihm den Daumen der andren Hand so fest aufs Auge, daß es gänzlich herausgequetscht ward. Gumbrecht gab den Finger frei und jammerte um Erbarmen, bestrebt sich aber gleichzeitig, seinen Feind abzuschütteln. Da zerbrach ihm der Fleischer Aume und Nückgrat, indem er mit den Knien wiederholt nachdrücklich darauf stampfte. Gumbrecht hatte genug, gestand den Mord ein und flehte den kaiserlichen Stadtgrafen, als den Vertreter der Reichsgerichtsbarkeit, an, ihm das Leben zu reiten. Der Stadtgraf war selber ein Weiser, konnte aber für seinen Geschlechtsgenossen nichts thun, weil der Magistrat erklärte, das Gesetz müsse seinen Lauf haben. Mittlerweile ergriff der Sieger eine von den weggeworfenen Waffen, versetzte damit erbarmungslos und aus aller Kraft Gumbrecht etliche Schläge auf den Kopf und schleppte ihn endlich für tot aus den Saranten. Einige Gläser Wein brachten den Unterlegenen noch einmal zum Bewußtsein, er beichtete und ward darauf am Judenbüchel vor dem Seberinthore gehängt. Der Fleischer aber zog mit seinen Zunftgenossen im Triumph zur nahen Kirche, um der heiligen Jungfrau für das Obliegen der guten Sache zu danken. Erst am 7. August 1495, auf dem Reichstage zu Worms, ward durch den ewigen Landfrieden Kaiser Maximilians das Gottesurteil des gerichtlichen Zweikampfes aufgehoben; seine Marcatur im Faustrecht des Duells besteht noch heute. —

Geographisches.

ie. Auf dem höchsten Gebirge der Erde. Der wegen seiner kühnen Bergsteigungen bereits berühmt gewordene Engländer Freshfield hat jetzt vor der Londoner Geographischen Gesellschaft ausführlich seine Erfahrungen auf seiner sechsmonatlichen Herbstreise im Gebirgsstock des Kantajintschinga geschildert. Er war dabei begleitet von dem Geologen Garwood und einem Photographen. In erster Linie kam es ihm auf die Erforschung der größten Gletscher des Massivs an. Der Kantajintschinga, dem eine Höhe von 8580 Meter gegeben wird, ist durch die Thäler der Flüsse Kusi und Tista vom Hochgebirge der Himalayastaaten Whitan und Nepal getrennt. Seine Masse steigt mächtig vor dem Blick dessen auf, der die herrliche Gesundheitsstation Dardshiling besucht. Trotz der Nähe dieses häufig aufgesuchten Ortes muß der Kantajintschinga zu den wenig bekannten Bergen gerechnet werden, wenigstens gab es von ihm bisher nur recht mittelmäßige Kartenentwürfe. Auch die amtlichen Karten der Landesaufnahme haben den Mangel genauerer Kenntnis durch oberflächliche Andeutungen der ungeheuren Gletscherwelt ersehen müssen. Garwood hat jetzt auf Grund der neuesten Vereisung eine ausführliche Karte des Gebirgsstocks entworfen, die zum erstenmal das Bild der Gletscher mit annähernd richtiger Verteilung zeigt. Das strömende Eis bedeckt nach der jetzt gewonnenen Kenntnis eine Fläche von mindestens 465 Quadratkilometer. Der längste Gletscher, der Zenu im Nordwesten, hat 80 Kilometer Länge und steigt bis unter 4000 Meter herab; außerdem sind noch drei andre Hauptgletscher zu unterscheiden, um die sich eine große Zahl von kleineren gruppiert. Die Grenze des strömenden Eises liegt jetzt bei 3900 Meter, früher aber, vor sicher noch gar nicht langer Zeit, gingen die Gletscher noch tiefer thalwärts. Der Zenu z. B. war noch 4—5 Kilometer länger. Diese Beobachtung stimmt mit den Feststellungen überein.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

die ein anderer berühmter Hochgebirgs-Forscher, Conway, im westlichen Himalaya gemacht hat. Zinnfelder sind nur in unmittelbarer Nähe der Gipfel zu finden, Latwinen kommen selten vor. Die Gletscher selbst weisen wenig Spalten auf und können deshalb ohne viel Gefahr begangen werden. Die Forscher waren vor allem überrascht durch die ungeheuren Massen von Schutt, die von den Gletschern thalwärts geschafft werden. Nach ihrer Aussage liegt auf einem Gletscher genug Geröll, um eine Stadt davon erbauen zu können. Dieser Umstand giebt eine Erklärung für die äußerst scharfe Beschaffenheit der Gehänge in den höheren Zonen des Gebirges. Seen sind überhaupt nicht vorhanden, nur unbedeutende Gletscherteiche. Von der Höhe einer Spitze vermochte Freshfield den höchsten Berg der Erde, den Gaurisanlar oder Mont Everest zu erblicken. Seiner Gestalt nach erschien er nicht gerade sehr mächtig, und Freshfield meint, seine Besteigung könne nur geringe Schwierigkeiten bereiten. Hinter ihm erhob sich noch eine riesenhafte Felspitze, die von den weiter südlich gelegenen Punkten unsichtbar ist. Vielleicht stellt sie einen Gipfel von noch größerer Höhe dar, wie sie von verschiedenen Forschern in der Umgebung des Gaurisanlar vermutet worden sind. Um diese Frage zu einem gründlichen Abschluß zu bringen, beabsichtigt Freshfield eine Expedition nach dem Gaurisanlar selbst, um ihn, wenn möglich, bis zum Gipfel zu ersteigen. Zur Teilnahme an diesem Versuch haben sich außer Schweizer Führern bereits fünf in Hochgebirgs-Touren geübte Engländer gemeldet. —

Humoristisches.

— Sie kennt ihn. Er: „Diese Nacht haben wir beschlossen, einen Mäßigkeitsverein zu gründen!“
 Sie: Na, da müßt Ihr wieder 'n netten Schwips gehabt haben!“
 — Unter Freundinnen. „... Ich werde auf den nächsten Rosstümball als „Märchen“ gehen!“
 „Aha — „es war einmal!“ —
 — Schlan. A.: „Sagen Sie 'mal, warum wünscht denn der Herr Doktor immer schon um 4 Uhr „guten Abend?““
 B.: „Ja wissen Sie, dann rechnet er den Besuch für eine Nachtsbiste!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— „Die Insel“ hat nach dreijährigem Bestehen ihr Erscheinen eingestellt. —
 — Die meistgelesenen Bücher des vergangenen Jahres. Das „Litterarische Echo“ hat auch diesmal wieder eine Umfrage veranstaltet. Von rund 100 deutschen Leihbibliotheken und Lesekreisen gaben als die am meisten verlangten Werke an: 88 „Jörn Uhl“ (G. Freusler), 40 „Die Wacht am Rhein“ (C. Wiebig), 31 „Cäcilie v. Sarryn“ (G. v. Dmpteda), 25 „Die drei Getreuen“ (W. Meyer-Förster), 19 „Quo vadis?“ (G. Sienkiewicz). —
 — Björnsons neues Schauspiel „Auf, Storbobe“ geht Mitte Februar im Deutschen Theater in Scene. —
 — Maxim Gorkis neues Drama „In der Tiefe“ („Nachtschl“) erzielte bei der Erstaufführung im Moskauer Künstlerischen Theater einen sehr starken Erfolg. —
 — 560 000 Mark an Lantienmen sollen nach einer Zusammenstellung die Erben Richard Wagners im vergangenen Jahre bezogen haben. Lohengrin allein soll 272 000 M. getragen haben. —
 o. Im San Carlo-Theater zu Neapel hat der neue Tenor Giorgini ungeheuren Erfolg gehabt. Vor acht Monaten war er noch Fischverkäufer und pries schreiend seine Waren an. —
 — Die Münchener Seceßion hat ihrer Berliner Schwester aufgesagt; sie wird künftighin ihre Werke nach dem Moabiter Ausstellungspalast senden. —
 — In Dresden genehmigte der Rat die Ueberlassung des Ausstellungsplatzes für die Nationale Kunstausstellung 1904 und bewilligte 20 000 M. zum Bürgerchafts-Grundstock unter der Voraussetzung, daß die sächsische Staatsregierung eine ebenso hohe Summe zur Verfügung stellt und daß aus Privatfreier noch mindestens 60 000 M. als Bürgerchafts-Grundstock gezeichnet werden. —
 — Der Giordano Bruno-Bund veranstaltet am Mittwoch, den 7. Januar, abends 8 Uhr, den vierten Vortrag seines Vortragschklus im Bürgeraal des Berliner Rathhauses. Bruno Wille wird über „Monistisches Christentum“ sprechen. —
 t. Die ältesten Botaniker. Nach Untersuchungen von Dr. Schorler in Dresden über die Geschichte der Botanik vor Linné ist der Ursprung des Studiums der Botanik als eines Zweiges der Wissenschaft dem Aristoteles zuzuschreiben. Theophrast unterschied etwa 450 Pflanzen, Dioscorides bereits gegen 800. Die ältesten in Deutschland noch bestehenden Herbarien stammen von Harder in Ulm und von Nagener in Kassel. Aehnliche Reliquien finden sich von Caspar Bauhin in Basel, Kautzsch in Leyden, Aldrovandi in Bologna, Casalpini in Florenz, Hernandez in Escorial (Spanien), Girault in Paris und von Burser in Upsala. —
 — Der Weltrekord im Wassertauchen ist gegenwärtig 5 Minuten 5 Sekunden. Ein Australier hat ihn zu Wege gebracht, Charles Cavill. —

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.